

Die Spitze des Speers

Wenn man mein Leben als Fallschirm-Show darstellen wollte, wüsste ich genau, welche Formation es am besten charakterisieren würde: Zwei Fallschirmspringer, die im Abstand von vielleicht 400 Metern nebeneinander herfliegen, auf ein Zeichen hin gleichzeitig losspringen und in der Luft aufeinandertreffen. Sobald sie einander festhalten, öffnet sich ein großer Fallschirm und sie gleiten zufrieden zusammen zu Boden.

Na und?, denken Sie jetzt wahrscheinlich. Was ist denn schon dabei? Aber ich habe in meiner Beschreibung eine Kleinigkeit vergessen: Die Fallschirmspringer haben zusammen nur einen einzigen Schirm. Wenn irgendetwas schiefgeht und sie sich in der Luft nicht treffen, stürzt einer von ihnen ab.

Wenn Sie das so lesen, gehen Ihnen vermutlich zwei Fragen durch den Kopf. Erstens: Warum springen die beiden überhaupt mit nur einem Fallschirm? Und zweitens: Was hat das alles in der Einleitung zu diesem Buch zu suchen? Die zweite Frage kann ich beantworten.

Der Springer ohne Fallschirm bin ich. Ich wusste genau, wo es hinging. Mein Leben verlief in einer irren Geschwindigkeit und war unbestreitbar aufregend. Aber es konnte so nicht besonders lange weitergehen. Und dann, am entscheidenden Punkt meines Falls, traf ich auf eine Kollegin, die vorschlug, dass wir unsere beiden Solo-Sprünge zu einem richtig guten Partner-Sprung verbinden sollten. Naja – eigentlich stammte dieser Vorschlag von mir, aber sie hatte auch schon darüber nachgedacht.

Ich widme dieses Buch meiner besten und längsten Freundin, ohne die mein Part in dieser Geschichte ganz anders ausgesehen hätte – vermutlich kürzer und es hätte nicht halb so viel Spaß gemacht.

Ich habe Virginia Lynn Olson im Jahre 1973 kennengelernt. Schon nach nur drei Monaten war mir klar, dass ich ohne sie nicht lange würde weiterleben können. Daraufhin dauerte es doch noch ein bisschen länger, Ginny und ihre Familie zu überzeugen,

dass sie ihre Arbeit aufgeben und mit mir nach Ecuador zurückgehen sollte. Und dann brauchten wir weitere drei Monate, bis wir unsere beiden Familien davon überzeugt hatten, dass dieser Partner-Fallschirmflug besser war als unsere beiden Solo-Flüge. Nicht alle unsere Verwandten fanden, dass ein halbes Jahr als Probezeit ausreichte, aber nach zweiunddreißig glücklichen Jahren haben wir, glaube ich, auch die größten Skeptiker fast überzeugt.

Weil ich meine Lebensgeschichte nur einmal schreiben kann, möchte ich dieses Buch gerne auch einer Schar von kleinen Fallschirmspringern widmen, die sich unserem Flug in den letzten Jahren angeschlossen haben – und der ganzen Reihe von Sprinngerchen, die Ginny und ich in den nächsten Jahren gerne auch noch in unsere Formation einarbeiten möchten.

Unseren bislang acht wunderbaren Enkeln, von denen ein kleiner Junge noch auf seine Geburt wartet, und all denen, die bisher nur ein kleines, verschwörerisches Zwinkern in den Augen unserer Kinder sind: Dieses Buch ist auch für euch geschrieben. Es ist das Vorwort zu eurer Geschichte.

Vorwort – Reiseführer im Amazonasgebiet

Als ich die billige Herberge in Quito betrat, merkte ich sofort, dass diese Studenten, die ich durch den Dschungel des Amazonas führen sollte, keine Ahnung hatten, auf was für ein Abenteuer sie sich da einließen. Sie ließen sich unbekümmert in Sesseln und auf Stühlen nieder, die in der Herberge herumstanden, und mir war klar, dass sie keine Vorstellung von den Gefahren und Risiken ihres Unternehmens hatten.

Ein Dozent der Universität Washington hatte mich gebeten, eine Gruppe Collegestudenten in das Gebiet des berühmten Waodani-Stammes zu führen. Die US-Botschaft hatte ihm erklärt, dass die Gefahr, von kolumbianischen Terroristen entführt zu werden, in den nördlichen Dschungelgebieten von Ecuador zu hoch war, als dass er mit seinen Studenten dort hineingehen könnte. Er hatte irgendwie mitbekommen, dass ich weiter im Süden, in einer abgelegenen Gegend im Stamm der Waodani lebte. Selbst kolumbianische Terroristen wagten es nicht, in das Gebiet dieses Stammes vorzudringen – und das nicht nur, weil es so abgelegen war, sondern auch wegen der berühmten Vergangenheit der Waodani.

Für mich gab es nur einen Grund, Besucher tief in den Regenwald hineinzuführen, und zwar meinen Wunsch, den Waodani beim Aufbau ihrer eigenen Wirtschaft zu helfen, was dringend nötig war. Diese Gruppe hier war ausgesprochen groß: mehr als dreißig Studenten, außerdem der Leiter und eine ganze Reihe Assistenten. Damit sie ihr Budget nicht überschritten und trotzdem noch genug für die Waodani übrig blieb, hatten wir beschlossen, die Kosten für den Flug in den Dschungel zu sparen. Die Studenten würden einige Tage auf steilen, schlammigen Wegen unterwegs sein, sie würden Flüsse durchwaten und den Kampf mit der einzigartigen Flora und Fauna aufnehmen müssen, die den Amazonas gerade auch für Neulinge so faszinierend machen.

Gerne hätte ich diesen Auftrag abgelehnt, da ich diese Gruppe überhaupt nicht kannte. Bei anderen Gruppen, die ich in den Dschungel geführt hatte, waren mir wenigstens die Leiter oder

einzelne Teilnehmer bekannt gewesen. Ich wusste, dass sie sich an die Regeln halten würden, die die Waodani und ich für solche Touren aufgestellt hatten. Aber die Entscheidung lag bei den Waodani. Ich war immer wieder überrascht, mit welcher Begeisterung sie diese *cowodi*, diese Ausländer, aufnahmen und sie so viel wie möglich über das Leben im Dschungel lehrten.

Wir stiegen in den Bus, der uns eine Tagesreise weit zum Rand des riesigen Amazonasdschungels bringen sollte, und ich spürte, dass ich mir die Achtung dieser Gruppe erst würde verdienen müssen. Sie waren nicht direkt respektlos, aber zwischen uns schien eine unsichtbare Wand zu bestehen. Verglichen mit dem Leben im Amazonasgebiet ist Nordamerika unwahrscheinlich schnelllebig. Die Mode ändert sich ständig, und auch was als politisch korrekt gilt, wird ständig neu definiert. Zu der Zeit mussten zwei Gruppen von Menschen sich gefallen lassen, dass allerorts über sie geschimpft wurde: Missionare und Ölgesellschaften.

Diese Gruppe hatte keine Ahnung davon, dass ich einmal in der Öl- und Gasbranche gearbeitet hatte. Somit konnten ihre Vorbehalte nicht daher stammen. Aber sie hatten vielleicht gehört, dass meine Eltern Missionare waren, was natürlich erklärte, warum mir das Amazonasgebiet so vertraut war und ich ihnen so als Guide zur Verfügung stand. Wenn meine Eltern Missionare waren, so dachten die Studenten, war ich wahrscheinlich auch einer. Aber sie lagen falsch. Ich war nicht von Nordamerikanern in das Amazonasgebiet geschickt worden, um den Menschen dort zu helfen. Ich bin hier geboren. Obwohl ich äußerlich wie ein Nordamerikaner wirkte, war ich im Denken und Fühlen doch mehr Lateinamerikaner. Und mein Pass bewies, dass ich genauso ecuadorianisch war wie der Staatspräsident.

Wir verbrachten einen weiteren Tag damit, die Gruppe mit der nötigen Ausrüstung auszustatten, Vorräte zu kaufen und das, was sie an persönlichen Gegenständen mitnehmen wollten, auf einen Bruchteil des ursprünglich Geplanten zu reduzieren. Dann waren wir so gut vorbereitet, wie man es eben sein kann, wenn man die Welt der Straßen, Geschäfte, Krankenhäuser und Fernseher, der öffentlichen Verkehrsmittel, Restaurants und der englischen – oder jeder anderen weit verbreiteten Sprache – hinter sich lässt.

An diesem ersten Tag ging ich nicht mit der Gruppe in den Dschungel, sondern übergab sie drei Freunden aus dem Stamm. Stattdessen fungierte ich als Pilot: Während die Studenten sich, immer auf der Hut vor Riesenanacondas, Giftschlangen und Taranteln, über die schlammigen Wege quälten, wollte ich ihre Sachen und die Vorräte zum letzten Dorf der Quechua fliegen, hinter dem das Stammesgebiet der Waondani lag.

Der Marsch nach Pitacocha nahm normalerweise ungefähr sechs Stunden in Anspruch. Die Quechuas und Waondani konnten diese Strecke in vier Stunden bewältigen, selbst wenn sie schwere Lasten trugen. Ich hatte die Studenten um sieben Uhr morgens an der Straße abgesetzt und rechnete damit, dass sie mittags zwischen zwölf und eins in Pitacocha ankommen würden. Zu der Zeit war ich gerade damit beschäftigt, den Darm eines kleinen Jungen wieder in sein Körperinneres zu stopfen, nachdem sich fast fünf Zentimeter nach einer langwierigen, schweren Durchfallerkrankung nach außen gestülpt hatten.

Inzwischen war es schon früher Nachmittag. Ein wolkenbruchartiger Regen überschwemmte diesen Teil des Dschungels derart, dass das Wasser selbst auf der Rollbahn knöchelhoch stand. Eine Stunde später begann die Sonne hinter dem Gebirge zu verschwinden, welches sich gut hundert Kilometer westlich von uns auftürmte. Mittlerweile machte ich mir große Sorgen und flog in meinem kleinen Buschflugzeug los, um nachzuschauen, was aus dreiunddreißig Gringos und ihren drei Waondani-Führern geworden war.

Der Dschungel war viel zu dicht, als dass man vom Flugzeug aus irgendetwas hätte sehen können. Weil ich bis zum Tagesanbruch nichts weiter tun konnte, landete ich wieder und beschloss, mich in meiner Hängematte schlafen zu legen. Gegen zehn wurde ich von merkwürdigen Geräuschen geweckt; was ich sah, erinnerte an eine Armee überdimensionaler Glühwürmchen. Die Gruppe war nicht vom Weg abgekommen; sie hatte einfach nur fünfzehn Stunden für eine Vier-Stunden-Wanderung gebraucht. Zum Glück hatte Doug, der Leiter, genug gesunden Menschenverstand, dass er die Gruppe zusammenhielt. Sie waren also so langsam gewesen wie der langsamste Teilnehmer – aber immerhin waren sie angekommen.

Am nächsten Morgen flog ich sie jeweils zu zweit von Pitacocho nach Caenawaeno, dem ersten Dorf des Waodanigebiets. Die Studenten waren vom Vortag so erschöpft, dass sie mir förmlich aus der Hand fraßen. Die einzige Schwierigkeit bestand nun darin, jeweils einen schwereren Teilnehmer so clever mit einem leichteren zu kombinieren, dass das Flugzeug überhaupt von der Piste abheben konnte. Die Piste endete mit einem kleinen Grasbuckel, hinter dem gut hundert Meter Gestrüpp und Unterholz lagen, gefolgt von einem sechzig Meter steilen Abhang. Ich nutzte den Buckel, um hoch genug zu kommen, dass ich über die Klippen hinwegkam, dort ließ ich das Flugzeug dann absacken, um mehr Geschwindigkeit zu gewinnen. Für die Ausländer war alles in dieser Welt so ungewohnt, dass die meisten mein nicht ganz ungefährliches Manöver nicht einmal zu bemerken schienen.

In Caenawaeno wartete schon eine Abordnung von Waodani mit Kanus, die aus ausgehöhlten Baumstämmen bestanden. Sowohl die Gruppe als auch alle Vorräte wurden den Ewengunofluss (auf Landkarten wird er als Curaray bezeichnet) hinuntergeschifft bis zu einer einfachen Unterkunft im Stil eines Waodanidorfs. Diese Unterkunft hatten die Waodani extra für die Gruppe gebaut. Bis wir beim „Waaponi-Lager“, zu Deutsch „Es-gefällt-mir-Lager“ angekommen waren, hatten all diese komplizierten Intellektuellen aus einer anderen Welt sichtlich Respekt vor diesem unberührten Paradies. Sie hatten Achtung vor den Waodani gewonnen, die sie geduldig und ohne die geringste Überheblichkeit versorgten, beschützten und im Land ihrer Vorfahren willkommen hießen – und das alles, ohne sich auch nur mit einem Halbsatz verständigen zu können.

Ich hatte die Vorräte, die trocken bleiben sollten, von Caenawaeno aus zu einem kleinen Dorf geflogen, das rund eine Dreiviertelstunde weiter flussabwärts lag, denn dort lebte ich mit einigen der Waodani. Später am Nachmittag ging ich noch einmal zum Lager der Gruppe, um sicherzustellen, dass alle Hängematten richtig in dem strohgedeckten Langhaus hingen, das für die nächsten fünf Tage unser Zuhause sein sollte. Ich hatte es den Waodani nie begreiflich machen können, dass Ausländer so simple Dinge wie das richtige Aufhängen einer Hängematte wirklich nicht beherrschen.

Und ich wollte sicherstellen, dass die größten *cowodi* die größten Hängematten bekamen. Die Waodani sind wahre Riesen, was ihren Mut und die Größe ihrer Herzen angeht, aber vom Körperbau her sind sie eher klein.

Als die Sonne unterging und Insekten und andere Tiere im Dschungel ihr Abendkonzert anstimmten, setzte ich mich zu einer Gruppe von Studenten und Waodani, die zusammen an einem Lagerfeuer saßen. Eines der Mädchen wandte sich mit einer Frage an mich.

„Als ich mich auf die Reise hier vorbereitet habe“, begann sie, „hab ich ein paar Recherchen für die Hausarbeit angestellt, die ich schreiben will. Dabei habe ich von einem Stamm gelesen, der ganz berüchtigt ist für seine Gewalttätigkeit. Der müsste hier irgendwo in der Gegend leben. Kannst du die Waodani bitte fragen, ob sie diesen Stamm kennen?“

Ich war mir nicht sicher, ob sie mich auf den Arm nehmen wollte. Die Waodani wurden früher „Aucas“ genannt, eine abwertende Bezeichnung, die „nackte Wilde“ bedeutete und für Menschen reserviert war, an deren Menschlichkeit man so seine Zweifel hatte. Die Quechuas, mit denen sich die Waodani seit Urzeiten bekriegten, hatten ihnen diesen Namen gegeben. Er ist zutiefst geringschätzig (wenn auch vielleicht nicht ganz unbegründet), und ich habe ihn nur dann verwendet, wenn ich deutlich machen wollte, dass es sich bei den Waodani und den „Aucas“ um ein- und denselben Stamm handelt. Anthropologen beschrieben sie als eine der vermutlich gewalttätigsten Menschengruppen, die man je untersucht hat. Bevor Missionare sich ihnen auf friedlichem Wege näherten, waren von 100 Todesfällen 60 auf Mord zurückzuführen.

Die junge Dame, die diese Frage an mich richtete, erklärte mir weiter, dass diese Leute auf besonders bössartige Weise Angehörige anderer Stämme, Kautschuksammler oder Abenteurer umbrachten, die in ihr Stammesgebiet vorgedrungen waren oder an dessen Grenzen lebten. Es war offensichtlich, dass sie von den Waodani sprach. Also erklärte ich ihr: „Die Leute, von denen du da sprichst – das sind die Waodani.“

Sie dachte ganz offensichtlich, dass ich keine Ahnung hatte, wovon ich redete. Wahrscheinlich steckte ich bei ihr immer noch

in der Schublade „naiver Missionar“. „Die Leute, von denen ich rede, sind in der ganzen Welt bekannt geworden, weil sie 1956 fünf Missionare aus Nordamerika umbrachten, die sich mit ihnen anfreunden wollten“, erklärte sie. „Die Geschichte ist um die ganze Welt gegangen und sogar in der Zeitschrift *Life* und in *Reader's Digest* zum Thema gemacht worden.“

Weil sie mir nicht so ohne Weiteres glaubte, schlug ich vor: „Frag doch einfach die erwachsenen Waodani, wo ihre Väter sind.“ Ich brachte ihr bei „Bito maempo ayamonoï?“ zu sagen, was bedeutet: „Dein Vater, wo ist er jetzt?“ Sie wunderte sich, was das eigentlich mit ihrer Frage zu tun hatte, aber wandte sich an einen der Männer, der unserem englischen Gebrabbel sichtlich amüsiert zuhörte. Er meinte nur: „Doobae“, was so viel wie „schon“ heißt. Sein Vater war schon tot. Ich fügte hinzu: „Ist er an einer Krankheit gestorben oder weil er schon so alt war?“

Der Krieger schnaubte verächtlich und deutete mit dramatischen Gesten an, dass sein Vater mit einem Speer erstochen worden war.

Das Mädchen wandte sich entsetzt an mich: „Ist sein Vater erstochen worden? Mit einem Speer? Wer tut denn so etwas?“ Ich erklärte ihr, dass meines Wissens die Waodani die einzigen waren, die im zwanzigsten Jahrhundert in Ecuador Menschen mit dem Speer umgebracht hatten. Ich erwartete nicht, dass sie mir das abnahm.

Ein anderer Student stellte einer der Waodani-Frauen dieselbe Frage und bekam die gleiche Antwort. Nach zwei weiteren Versuchen, die zu ähnlichen Ergebnissen führten, baten mich zwei Mädchen, diese Frage auch an Ompodae zu richten, Mincayes Frau. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass jemand, der so liebevoll und nett war wie Ompodae, ein solches Trauma durchlebt hatte, dass der eigene Vater mit einem Speer erstochen worden war. Aber Ompodae antwortete: „Mein Vater, meine zwei Brüder ...“, sie zählte sie an den Fingern ihrer Hand auf, „... meine Mutter, meine kleine Schwester ...“ Es schien noch mehr zu geben, aber sie setzte hier einen Punkt. „Sie sind alle mit Speeren erstochen und mit Macheten in Stücke gehackt worden.“ Dann deutete sie auf den ältesten Krieger im Lager, der still mit einem

der Besucher auf einem Baumstumpf saß. „Dabo war böse und hat uns alle gehasst, und dann hat er uns umgebracht.“

Als ich diesen Satz übersetzt hatte, sprang der junge Student, der neben Dabo gesessen hatte, wie von der Tarantel gestochen auf und platzte heraus: „Mein Gott, und ich sitze hier so nahe bei ihm!“

Inzwischen war es ziemlich dunkel geworden. Die Frösche waren längst mitten in ihrem lauten Sinfoniekonzert, was Dschungelbewohner nicht weiter wahrnahmen, Gäste aber doch ziemlich aus der Fassung bringen konnte. Ein Student meinte: „Leute, mir ist das hier nicht ganz geheuer.“

Eine Stammesoma hatte inzwischen mitbekommen, worum sich die Unterhaltung drehte. Sie wollte ihre Antwort beisteuern und erzählte, wie ein anderer Waodani-Clan ihrer Familie aufgelauert hatte. Als das große „Speer-Stechen“ vorüber war, standen nur noch ein anderes Mädchen, das gerade im heiratsfähigen Alter war, und sie lebend auf der Lichtung. Als Dawa ihre Erzählung beendet hatte, wies sie auf einen der Krieger und sagte sachlich: „Er hat meine Familie umgebracht und mich zur Frau genommen.“

Eine Studentin stammelte: „Aber wie kann sie mit dem Mann zusammenleben, der ihre ganze Familie umgebracht hat?“ Ich erklärte ihr, dass die andere junge Frau, die zusammen mit Dawa verschleppt wurde, über den Mord an ihrer ganzen Familie geklagt hatte. Einer der Krieger bekam das mit und jagte auch ihr einen Speer durch den Leib. Dann ließ man sie einfach alleine auf dem Weg liegen und eines qualvollen Todes sterben. „Dawa hatte eigentlich keine andere Wahl“, erklärte ich.

Und dann wurde mir plötzlich bewusst, dass diese jungen Leute ja auch nicht wussten, in welcher Beziehung ich zum Stamm stand. Ich saß zwischen Dawas Mann, Kimo, und Mincaye, der mich in seine Waodani-Familie hineinadoptiert hatte, als ich noch ein Kind war. Diese beiden hatten 1956 die Missionare erstochen.

„Meinen Vater haben sie auch mit dem Speer erstochen“, erklärte ich. Ich hatte meinen Arm um Kimo gelegt, und Mincaye lehnte sich gegen mich und hielt meine Hand in der Vertrautheit, wie sie unter Waodani-Männern ganz selbstverständlich ausgedrückt

wird. „Mein Vater“, sagte ich zu der jungen Dame, die dieses dramatische Gespräch begonnen hatte, „war einer dieser fünf Missionare, die du eben erwähnt hast.“